

Heinrich Popitz und die Vermessung des Sozialen

Tilman Allert

1.

Gern erinnere ich an Heinrich Popitz.¹ Es ist mir ein Vergnügen. Zur »Ehre«, die bei »Vergnügen« sogleich zur Stelle ist, gereicht ein solches Ansinnen in der Regel dann, wenn der Laudator es durch ausgewiesene Expertise verdient hat. Dem ist nicht so, denn ich gehöre zu denen, die Popitz kaum gekannt haben. Dies ohne Scham einzugestehen, gehört nun schon zum folgenden Porträt, wenn ich nämlich hinzufüge, als Erstsemester in den Bann einer Wirkungskraft geraten zu sein, die Popitz »Autoritätsfesselung« nennt, eine Form der Bindung. So beginne ich hier meinen »Exkurs über den Freiburger Schmuck«, mein Dank für frühe Gefangennahme. Bevor ich auf die pädagogische Fesselkunst im Allgemeinen sowie die des Heinrich Popitz im Besonderen zu sprechen komme, eine Bemerkung zum Vorgehen: Der Versuchung, mich mit einer Paraphrase des Werks davonzustehlen, möchte ich widerstehen. Vielmehr interessiert, wie das Leben in die Theorie eintritt, interessieren Ereignisse der formativen Phase, das Entstehen der Intellektualgestalt in den Worten des Philosophen Dieter Henrich. Zu einfach wäre es, die biografische Erfahrung als eine Ausgangsbedingung für die Theorieproduktion anzunehmen, ebenso abwegig wäre es jedoch, familiengeschichtliche Zusammenhänge auszublenden.

Als Autoritätsgefesselter nehme ich für das Folgende eine gewisse Portion Ungeniertheit in Anspruch, die Würdigung in Abschweifungen anzugehen. Denn der Zauber, von dem ich als Erstsemester erfasst wurde, wenn Heinrich Popitz Dienstag abends im Hörsaal hinter den Rauchschwaden

¹ Der Text basiert auf einem Vortrag an der Universität Freiburg anlässlich des 100. Geburtstags von Heinrich Popitz am 14. Mai 2025.

seiner Pfeife verschwand und wenn sich mit ihm Formeln und Summenzeichen seines Ideengebers Theodor Geiger im Tabaknebel auflösten, der Zauber bleibt wirkmächtig. Ohne Zauber, so meine These, ohne Zauber kein Lernen, ohne Zauber kein Einstieg in die Soziologie, kein Einüben der Kunst der begrifflichen Abstraktion. »Die Vermessung des Sozialen« enthält eine Anspielung. Daniel Kehlmanns Roman von den Abenteuern zweier großer Forscher, Alexander von Humboldt und Carl Friedrich Gauß, entnehme ich die Lizenz zu abschweifenden Kommentaren.

2.

Keine Abschweifung, vielmehr womöglich den Schlüssel zu einem Porträt enthält aus gegebenem Anlass, ein Rückblick auf den 8. Mai, das Jahr 1945. Eine Erinnerung von Maria Popitz stelle ich voran:

»Wenn man mit Heinrich irgendwo saß – zu Hause, im Garten, im Urlaub, am Strand, im Restaurant – da konnte es passieren, dass er mitten im Satz plötzlich abbrach. Er war dann gewissermaßen nicht mehr vorhanden, nicht mehr zugänglich. Das konnte bei seinem eigenen oder meinem Sprechen sein, meistens aber unterbrach er sich selbst.« (Popitz 2006)

»Worüber man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen«. Beginnen wir mit der Sinnstruktur transitorischer Abwesenheit, dem Aufscheinen der Untröstlichkeit in die laufende Unterhaltung. Ehemalige aus dem Freiburger Institut sind sich einig: Popitz hat über sein Leben nicht oder ganz selten gesprochen. Es waren, wenn überhaupt, Personen seines besonderen Vertrauens, denen er einen Einblick in sein privates Leben gewährte. Das beredte Schweigen, in das er plötzlich fallen konnte, während des Gesprächs, der geheimnishafte Bruch, durchzieht als *Cantus firmus*, wenn man das so paradox formulieren kann, das Werk. »Was menschliches Zusammenleben erlaubt, ist verschleiertes Verständnis«, wird er später schreiben. Die Nicht-Mittelbarkeit des inneren Erlebens wird, wie bei Niklas Luhmann, Ausgangspunkt für eine komplexe Theoriearchitektur. Auch die Distanzpflege teilt Popitz mit seinem berühmten Bielefelder Kollegen.

Es ist schwer, sich der Kunst der Verschwiegenheit, der Sinnstruktur transitorischer Abwesenheit zu nähern. Gewiss bilden Familiengeschichte und Nationalgeschichte in der formativen Phase ein Amalgam. Die Persönlichkeit formt sich in den Jahren des Übergangs. Doch für den Zwanzigjährigen beginnt die neue Zeit mit einer Zäsur. Als Soldat erlebt Heinrich Popitz, in der Geschwisterreihe von drei Kindern der Jüngste, das Ende des Zweiten Weltkriegs. Wenige Monate vor der Kapitulation, Anfang Februar

1945, nimmt er Abschied von seinem Vater, der als Mitglied der Verschwörer des 20. Juli am 3. Oktober 1944 zum Tode durch den Strang verurteilt und am 2. Februar 1945 als »Volksverräter« hingerichtet wird. Vom Soldatentod seines älteren Bruders Hermann, der sich mit seinem Bataillon in Folge des Schocks der Hinrichtung Anfang März 1945 heranrückenden russischen Truppen – in aussichtsloser Lage – entgegenwirft, erfährt Heinrich spät. Erst zwei Jahre später wird das Befürchtete traurige Gewissheit. »Die Dienstzeit in der Wehrmacht ist mir – auch durch diese Ereignisse – sehr schwer geworden. Als ich im Herbst 1945 aus englischer Kriegsgefangenschaft entlassen wurde, war es die Erfüllung eines langersehnten Zieles, daß ich in Göttingen beginnen konnte zu studieren.« Der Lebenslauf, aufgesetzt für die Bewerbung um ein Stipendium, listet den Lesestoff auf, den er als bewältigt meldet – Kant, Ästhetik, Kritik der Urteilskraft, eigentlich alles von Kant, Plato, Descartes, die englischen Empiristen, besonders Hume, Schopenhauer – es schlackern einem die Ohren: »Im Augenblick lese ich ›Sein und Zeit‹, das mich stark beeindruckt und beschäftigt«. Im weiteren Verlauf dieser Angeberei, bei Bewerbungsschreiben ist so etwas ja üblich, geben Stil und Inhalt den Blick frei auf die Aspirationen des Sohnes aus gutem Hause, des jungen Mannes, der bildungshungrig über das Universitätsstudium die neue Zeit erfahren will, streng mit sich selbst sowie im Bewusstsein zukünftiger Elitenzugehörigkeit als Akademiker:

»Nicht länger als drei Semester an meiner ersten Universität zu bleiben, war von vornherein mein Ziel. Es ist unsere große Gefahr, besonders da die Chance ins Ausland gehen zu können, sehr gering ist, in der Enge und Kurzsichtigkeit eines kleinen Rahmens [...] unser an sich schon sehr unbequemes Leben in dem für einen geistigen Menschen gefährlichsten Punkt bequemer zu machen. Dieser Bequemlichkeit nicht zu erliegen ist, wie ich finde, die wichtigste Aufgabe, der sich heute ein unbehauster Student in Deutschland stellen muß. [...] Sonst werden wir alle engherzige und rechthaberische Menschen werden. [...] Nach Heidelberg zu gehen, bewogen mich und meinen Freund, Herrn stud. phil. Hans-Paul Bahrdt, besonders unsere philosophischen Interessen.« (Nachlass Heinrich Popitz)

Unschwer zu erkennen: Eine preußisch asketische Disziplin spricht aus jeder Zeile – für uns Gelegenheit, einen Blick auf das Elternhaus zu werfen. Die Familie mit drei Kindern Hermann, Cornelia und dem Jüngsten: Heinrich, Heini genannt, führt im Berliner Westen ein Leben ohne ökonomische Sorgen, überschattet allerdings durch den frühen Tod der Mutter, Heinrich ist gerade zehn Jahre alt. Der Vater Johannes Popitz – seine Biografie wäre ein

Seminar wert – ist ein ausgewiesener und hoch reputierter Finanzwissenschaftler, der sich in der Ministerialbürokratie mit einflussreichen Publikationen an die Spitze von Initiativen zur Verwaltungs- und Steuerreform gearbeitet hat. Typisch für die Weimarer Bildungselite ist die Überzeugung, am preußischen Vorbild die Staatsgeschäfte zu überprüfen. Popitz arbeitet als Finanzminister an höchster Stelle, verbleibt in dieser Funktion nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten, übernimmt die politische Definition seines Milieus, Hitler sei ein Skandal, aber manchmal bliebe kein anderer Weg als der autoritäre. Popitz geht zunehmend auf Distanz zum Regime und beschließt 1938 in Reaktion auf die Ereignisse um die Progrome nach dem Reichstagsbrand, sich den Kreisen um den deutschen Widerstand anzuschließen. Exemplarisch repräsentiert er den im großstädtischen Bürgertum nicht untypischen Habitus der stolzen Verkennung der Realität und Selbstillusionierung über eigene Gestaltungsmöglichkeiten innerhalb des NS-Regimes. Spöttische Erhabenheit des elitenbewussten Schinkel-Preußens gegenüber den Nazis kennzeichnet den Kosmos der höheren Kreise: »In unserer Partei sind alle Guten isoliert und schwach und sind alle Bösen einflussreich und kraftvoll.« Um einen Tyrannen zu töten, braucht es, so scheint's, die Lektüre von Stefan George; Goethe und Fontane reichen nicht aus.

Kommen wir zurück zu Heinrich, der sich, wie wir schon gehört haben, während des Studiums in Göttingen mit Hans-Paul Bahrdt anfreundet. Das Studium ist keinesfalls unverträglich mit einem politischen Engagement für die Linke. Ja, der Briefwechsel mit Bahrdt lässt keinen anderen Schluss zu: Auch diese Generation hat ihr 68 gehabt, die utopischen Phantasien, die in sozialistischen Studentengruppen gepflegt wurden – Marx-Referate werden seitenlang untereinander diskutiert. Zur Freundschaft der beiden Pioniere der Erforschung des Arbeitermilieus hier eine aufschlussreiche Briefpassage – beinahe ein Vorgriff auf Heinrichs Version von Soziologie: »Mein Referat über die Zünfte in Krakau und Posen«, schreibt Bahrdt, »habe ich mit letzter Kraft noch fertiggestellt. Es hing mir zuletzt meterlang zum Halse heraus. Ich warne Dich vor sozialgeschichtlicher Einzelforschung, es ist die meiste Zeit geisttötend [...] Bin neugierig, ob es die Gnade von Heimpel findet.« Ohne Zweifel hat Popitz die Mahnung seines Freundes beherzigt. Bahrdt schreibt:

»Wir kamen aus Familien, versehen mit einer herkömmlichen bildungsbürgerlichen Erziehung, hatten in der Studienzeit Marx, vor allem die Frühschriften gelesen, eine Gelegenheit, den damals stockbürgerlichen elfenbeinartigen Turm der Universität zu verlassen und vor Ort zu gehen, dorthin, wo die Arbeiter, von denen man so viel gehört hatte, lebten und arbeiteten.« (Nachlass Heinrich Popitz)

Eine unbekannte Welt, das Leben der Arbeiter, eine unbekannte Philosophie, die Philosophie der Entfremdung. Stimmig mit den utopischen Phantasien des jungen Studenten entsteht bei Karl Jaspers Heinrichs Dissertation über die Marxschen Frühschriften, Jahrzehnte später, auch in Frankfurt – neben der Kapitallektüre – ein Kultbuch (Popitz 1953). So avantgardistisch die ersten Projekte als Wissenschaftler anmuten, bei Heinrich persistiert die Erschütterung, der Einbruch der Untröstlichkeit. Er wird ein Professor mit dem Charisma des Verhaltenden, ein insofern unprofessoraler Prof. umgeben vom Zauber der Verschwiegenheit. Zwar verblassen die entfremdungstheoretischen Fragestellungen, doch im Schatten des biografischen Schicksals melden sie sich umso dringlicher zu Wort: Wie ist Abhängigkeit möglich, wie Macht und Herrschaft? So entsteht die Freiburger Version der Frage: Wie ist Gesellschaft möglich?

3.

Meine nächste Abschweifung nimmt den Umweg über das Herzstück der Weberschen Soziologie. Nicht die »Protestantische Ethik«, nicht »Wissenschaft als Beruf«, auch nicht die Freiburger Antrittsrede »Nationalstaat und Wirtschaftspolitik« mit dem flammenden Appell eines 31jährigen an die führenden Schichten, sich der Arbeit an der deutschen Politik zu widmen, die er »durchweht [sieht] von der ersten Herrlichkeit des nationalen Empfindens« – Johannes Popitz hätte um einen Sonderdruck gebeten.

Ich wähle die Religionssystematik aus dem Kapitel »Typen religiöser Vergemeinschaftung«. Sie enthält mit der Trias von Zauberer, Priester und Prophet die begriffliche Exposition der Handlungsformen, die am Anfang der Religionsentwicklung stehen. Mit der viel zitierten These vom Zauberer, dem Schamanen, als dem ersten Beruf, ein Handeln, das die Strukturmerkmale von jedweder Professionalität enthält. Es handelt sich um Expertisierungen, die auf ein individuell oder kollektiv erfahrenes Ausgangsproblem antworten: auf die Nichtzurechenbarkeit von Krisen. Der Zauberer legt Steinchen, inszeniert Lärm, Rausch, Maske und Verkleidung. Er kommt außeralltäglich daher. Der Priester wiederum wählt den Zugang über den Kult, Liturgie und Gebetszumutung an diejenigen, die sich in der Krise, der Not an ihn wenden. Gottesdienst nennt Weber das – um das Risiko der Verselbständigung des priesterlichen Betriebs und damit der Wertdeflation, der Erosion der Glaubwürdigkeit des Heilungsversprechens. Und schließlich der Prophet, der den faulen Zauber des Zauberers durchschaut. Der Routine des priesterlichen Betriebs misstraut er, gleichermaßen der Orthodoxie und den kanonisierten Texten, um mit dem »Es steht geschrieben, ich

aber sage Euch«, mit einem Personalcharisma also, das Versprechen auf neue Offenbarung, auf Heilung, und das mit einer exklusiven Gefolgschaftszumutung in die Welt zu bringen, dem Kanon somit neuen Schwung einhaucht. Die Trias von Zauberer, Priester und Prophet, im Weberschen Exposé im Kern historisch gedacht, bezieht sich keineswegs auf ein höflich respektvolles Nebeneinander. Wir haben vielmehr ein hochexplosives, dynamisches Ensemble von Experten mit Zuständigkeitsanspruch vor uns. Eine Konstellation, in der keiner dem anderen grün ist, in der jeder versucht, beim Konkurrenten die Mittel der kommunikativen Performanz, bei Weber »Heilmittel« genannt, abzukupfern. Unter Bewährungszwang zu stehen, ist für alle drei unausweichlich: Wenn trotz Steinchen der Regen ausbleibt, wird der Zauberer aus dem Dorf gejagt, wenn das Beten nichts hilft, bleiben die Kirchen leer, und wenn die Magie des Wortes ohne Wirkung bleibt, dann gilt der Prophet nichts im eigenen Land.

Weber-Deutungen gibt es bekanntlich so viele wie es soziologische Institute gibt – bis heute ist das nicht anders. Unsereiner liest die Trias als ein strukturelles Gebilde, sie ist Konstellation und historische Verlaufsgestalt in einem. Damit erreichen wir den Hörsaal sowie den Lehrbetrieb in der Günterstalstraße, dem Sitz des Freiburger Instituts für Soziologie. Die Trias bezeichnet nichts anderes als eine pädagogische Konstellation, ein Ensemble von Performanzen der Vermittlung. Die Zauberei, die Mischung aus Eitelkeit und Mission, die methodisch kontrollierte Explikation sowie drittens – souverän, beinah lässig, aber leicht gesagt – die Mahnung, doch so wörtlich nicht zu nehmen, was als zum Kanon gehörig gelehrt wird.

Den Ausflug zu Weber habe ich nicht gewählt, um Gebildetheit zu demonstrieren. Es geht um den Zugang zu einem Schlüsselerlebnis aus meinem ersten Semester, mein Erscheinen in der Sprechstunde meines Profs. Das Unerklärliche liegt nicht etwa in der Entscheidung für die Soziologie, die war längst gefallen, gefesselt war ich längst: Konzentriert tippte ich des Abends meine Mitschriften in die Reiseschreibmaschine.

Das Unerklärliche liegt in dem Umstand, Popitz überhaupt aufgesucht zu haben. Ein Referat etwa war nicht zu besprechen. Dazu war ich als Erstsemester nicht befugt, schon gar nicht kam ich mit eigenen Elaboraten, so wie der erfindungsreiche Friedrich Pohlmann zu Protokoll gibt. Nein, mir war wichtig, meinem Prof. mitzuteilen, meine Entscheidung getroffen zu haben, Soziologie zu studieren.

Unvergesslich klingt mir sein »Wollen Sie wirklich Soziologie studieren?« noch heute in den Ohren. Hermeneutisch fortgebildet, in den unterschiedlichsten Lesarten: Spricht da mit Blick auf die Berufschancen ein Komplize der Eltern? – Erinnern wir uns nicht, dass sich Heinrich Popitz notorisch gegen ein Diplom in Soziologie ausgesprochen hat? Die Lesart »Wir sind in unserem Fach doch erst am Anfang, wir wissen selbst kaum, wie man das macht« scheint mir plausibler. »Sie machen mich zu einem Lehrer, der ich ernsthaft nicht sein kann.« Wir haben es mit einer pädagogischen Urszene zu tun. Ihre Dynamik bezieht sie aus dem Problem: Wie gelingt es, dem Novizen etwas von der Begeisterung zukommen zu lassen, die einen selbst erfasst hat? »Autorität ist anerkannte Überlegenheit«, so steht's bei Popitz, aber so weit sind wir in der besagten Sprechstunde nicht. Im Unbewussten der beiden Akteure – Professor in der Sprechstunde und ihm gegenüber der Jungstudent – mag der Wunsch wirksam gewesen sein: »Ich spreche dich als Autorität an, ohne über die Voraussetzung dafür zu verfügen, Deine Überlegenheit anzuerkennen – eine Anerkennungssehnsucht führt mich zu Dir.« »Auf der Suche nach dem Meister«, stellt Gerd Spittler seine intellektuelle Autobiografie sogar ganz unbefangen unter diese Überschrift. Ist ein Erstsemester nicht jemand, der nichts versteht, nur den normativen Druck verspürt, dem Entstehen von Gedanken staunend zu folgen? Und ist im pädagogischen Raum das Beginnen, die ersten Schritte, ohne die Wirkmächtigkeit des Zauberers, der einen führt, überhaupt denkbar? »Man soll Autoritätsbindung nicht zum Sündenbock machen – sie kann Selbstbewußtsein fördern oder verhindern. Das Streben nach Anerkennung durch Autoritäten ist [...] auch ein Streben nach Anerkennung unserer selbst.« (Popitz 1992: 118 ff.)

Offenbarung ist ohne die Bereitschaft des Empfängers gar nicht denkbar. Mit Popitz erschließt sich somit das bizarre Geschehen vor und hinter dem Schreibtisch des Meisters. Das Selbstgefühl des Anfängers, Anerkennungssehnsucht, begründet die Wirkung von Popitz auf den Erstsemester, der ich war. Lernen impliziert die Bereitschaft, sich verzaubern zu lassen. Wer noch nichts versteht, hält sich immerhin an die Zeremonialität des Auftritts: Die Pfeife, der aufsteigende Rauch lieferten Evidenzen *en masse*, so schwante einem, gefangen war man von der Statik der Streichholzpyramide, die während der Vorlesung entstanden war, wenn beim Aufzeichnen der Geigerschen Formeln vor lauter Konzentration die Pfeife in Vergessenheit geraten und neu zu entzünden war.

4.

Werfen wir mit Georg Simmel einen Blick auf den »Raum und die räumliche Ordnung«, eine weitere Abschweifung. Ist der Hörsaal das Laboratorium der Handlungstheorie, so stützt die Villa in Freiburgs Günterstalstraße, der Ort der Geltungsüberprüfung, die Zeremonien der professoralen Außeralltäglichkeit: Von seiner Anmutung her erinnert das neogotische Gebäude mit knarrenden Dielen an die Kulisse für einen Kriminalfilm. Die Fenster ewig geschlossen, unter dem Dach unzählige Zimmer für Leute, die die früheren Bewohner der Villa vermutlich als Gaubengesindel bezeichnet haben. Mit einer Sekretärin, die auf der Anrede »Fräulein Hofmann« besteht, hochgebildet, fremdsprachenkundig, zur Zeit der sowjetischen Besatzung Chefdolmetscherin des Militärkommandanten in Berlin, wäre der Plot für einen Schwarzwald-Krimi beinah schon entworfen.

Läge die Villa am Meer, wäre Edward Hopper zur Stelle gewesen. Nun, niemand ist in der Günterstalstraße mit einem Glas Milch die Treppe hoch. Niemals sah man eine Frau, schon gar nicht nackt, am Fenster, um in die Ferne zu schauen.

Assoziationen aus den Nachtgedanken des Erstsemesters werden Lügen gestraft, wendet man sich dem Interieur der Villa zu, eine Bühne für lebendige Geschäftigkeit. Mit »gedämpft« wäre der Auftritt der Personen zu umschreiben. Jedenfalls ist, wer die Villa betritt, von Bedeutsamkeit umgeben, ohne eigenes Zutun. Der englische Club gibt die Kleiderordnung vor, die Assistenten im Habit alles andere als gediegen, vielmehr demonstrativ gehoben – dunkler Feincord eben. Man trägt Fliege, der Geschmack von süßem Tabak durchzieht das »Feld objektiver Beziehungen« – »im abgeschwächten Luxus der alten Bourgeoisie«, um es mit Bourdieu zu sagen.

Kurzum, die Günterstalstraße setzt als räumliche Ordnung sowie im Auftreten der Personen das Faszinosum fort, dem man von Beginn an erlegen war: Charismaperpetuierung, das Charisma des Verhaltenden, die Idee, teilzuhaben an etwas, das entworfen wird, noch im *statu nascendi*, von Rätselhaftigkeit umwittert, ein Projekt. So feierlich erscheint der Paradigmenwechsel nach Freiburger Art. Nun wäre die skizzierte Anmutung des Raumes als ein Distinktionstheater falsch verstanden. Nein, wir kommen zur These zurück: kein Lernen ohne Außeralltäglichkeit – kein Beginn ohne das Charisma der Lehrenden. Wie sonst gibt es für die, die beginnen, einen Weg in die Abstraktion, die unser Fach zumutet, wie anders als durchs Ergriffen-

sein gelingen die Anstrengungen der Detrivialisierung der Realitätswahrnehmung, um es mit M. Rainer Lepsius zu sagen, dem schwierigsten Schritt in das soziologische Denken.

5.

»Handeln ist wie Denken, nur krasser« – so wäre der Paradigmenwechsel in der Nachkriegssoziologie nach Berlin-Kreuzberger Art zu übersetzen, ein Paradigmenwechsel, dem auch die Freiburger Soziologie um Heinrich Popitz sich anschließt. Das hat eine historische Komponente, das erschütterte Selbstbewusstsein einer Nation, die auf eine Mission gesetzt hatte, auf die Durchsetzungskraft von Ideen, auf die Gestaltungskraft von auserlesenen Personen. Das hat des Weiteren eine methodologische Dimension: das Arkanum der Soziologie als eine Perspektive des Nichtselbstverständlich-Machens des Selbstverständlichen. Diesen Paradigmenwechsel vollzogen und ihn dabei in seiner eigenen Begrenztheit verstanden zu haben, darin liegt die Leistung von Popitz und somit steht er im Pantheon der Disziplin ganz weit oben, ein weiterer heimlicher »König aus Freiburg«. Angesichts des mancherorts wild gewordenen Konstruktivismus der gegenwärtigen Soziologie wünschte man sich von ihm so manchen Ordnungsruf.

Das Soziologieprogramm, das mit Popitz unsere Debatten nachhaltig bereichert, stellt nicht das »Sein zum Tode hin« (Martin Heidegger), nicht das »Sein zur Geburt« (Hannah Arendt) hin, vielmehr das Sein zum Anderen hin an den Anfang. Das Gegenüber, das dem Handelnden als ein Rätsel gegenübersteht und mit der Frage konfrontiert: Wer bist Du, wer bin ich für Dich, zwei Verletzungsoffene, zwei Verletzungsmächtige.

6.

Eine kleine Respektlosigkeit kann ich mir nach so viel Hymne nun nicht verkneifen, die Popitz-Fans bitte ich um Nachsicht. Popitz ist der Grundlagentheoretiker. Wie kein anderer der Gründer arbeitet er an den Konstitutionsbedingungen der Sozialität und just damit eröffnet er dem Fach Kontinente, in die andere sich bis heute nicht vorgewagt haben: Die Komplementarität von Norm und Sanktion, Normgeltung über Sanktionsgeltung ist zwingend für jede Analyse. Des Weiteren: Die Normgeltung wirft die Frage nach der Genese auf, ontogenetisch wie phylogenetisch. Popitz liest René Spitz, er wird Sozialisationstheoretiker, spricht von Kindern – soziales Handeln bei Max Weber ist bekanntlich ein Erwachsenengeschehen. Popitz ist der Psychoanalytiker unter den Soziologen, ein Virtuose der Übertragungs-Gegenübertragungsanalyse. Und Popitz, in Göttingen Plessner geschult,

nimmt als Soziologe die Anthropologie in den Blick und hebt in einem genialen Entwurf den Gehlenschen Naturalismus aus den Angeln – die Anthropologie der Hand, mein persönliches Lieblingsstück, begründet seine Soziologie der Technik. Schließlich und vor allem: Popitz ist der Theoretiker, der der Phänomenologie wie selbstverständlich einen Ehrenplatz sichert in der Werkstatt unseres Denkens.

Nun aber nach so viel Dur ein wenig Moll: Steckt nicht in vielen Beiträgen etwas Bricoleurhaftes? Die »Phänomene der Macht«, ein Kultbuch und in den Bibliotheken unseres Faches ständig ausgeliehen, ein Entwurf, durchzieht ihn nicht die skrupulöse Anstrengung des Eigenbrötlers? Johannes Siegrist berichtet, Popitz habe in Freiburg ein Zentrum für die Erforschung professioneller Autorität gründen wollen. Dazu ist es nicht gekommen.

A propos Kontinente: »Wer einen neuen Kontinent erforsche«, lässt Daniel Kehlmann Alexander von Humboldt an seinen Bruder schreiben, »für den müsse alles wichtig sein«. Man mag es für abwegig halten, eine Ähnlichkeit mit den Protagonisten des Romans Alexander von Humboldt sowie dem Göttinger Carl Friedrich Gauß zu behaupten. Nimmt man die Spanne in Augenschein, in der Heinrich, der Student aus behütetem bürgerlichen Milieu der adoleszenten Neugier nachgeht, hat man einen Gelehrten vor sich, der intellektuell Kontinente durchstreifte, und ich meine nicht den Aufenthalt an der Columbia University. Und Carl Friedrich Gauß? Erinnert nicht die in Freiburg zur Blüte kommende Rekonstruktion von Grundformen sozialen Lebens an die Akribie, mit der ein Gauß vorgeht, jemand, der im Unterschied zu Humboldt das Reisen nicht braucht, um über das Geheimnis der geraden Linie dem Wesen der Zahl oder Raum und Zeit auf die Spur zu kommen.

Popitz an der Tafel im Hörsaal, der Wechselwirkung von Norm und Sanktion, dem Normbenefiziar und anderen Gestalten nachspürend, steht er mit seiner Pfeife nicht wie Jemand da, der ohne Sammeln und Messen auskommt? Zunächst gelte es, so sein ständiges Mahnen, eine Begrifflichkeit zu entfalten, an die eine empirische Überprüfung, Verteilungshäufigkeit und anderes mehr, überhaupt erst anschließen könne. »Er habe keine Lust gehabt, sich dem Gespött der Leute auszusetzen«, lässt Kehlmann Carl Friedrich Gauß grummeln. Und weiter:

»Projekte, schnaubte Gauß. Gerede, Pläne, Gespräche mit zehn Fürsten und hundert Akademien, bis man irgendwo ein Barometer aufstellen dürfe. Das sei doch nicht Wissenschaft. Ach, rief Humboldt, was sei Wissenschaft denn dann? Ein Mann allein am Schreibtisch. Ein Blatt Papier vor sich [...] Und wenn dieser Mann nicht aufgebe, bevor er verstehe. Das sei vielleicht Wissenschaft.« (Kehlmann 2009: 248)

Was die Linie für Gauß war, ist für Popitz die soziale Rolle. Und er stellt klar, was weichenstellend für das Fach werden sollte: Die soziale Rolle ist nicht etwa eine Realitätsabbildung und deshalb die Gesellschaft nicht ein Ärgernis, sondern eine analytische Abstraktion. Freiheit von der Gesellschaft, der folgenschwere Irrtum Dahrendorfs, der Freund, der mit seiner praxisorientierten Zielgebung des Faches schon auf dem Olymp stand, war seine Sache nicht. Schon gar nicht würde er – ganz Gauß – mit dem Humboldtschen Credo zurechtkommen, die Wissenschaft werde ein Zeitalter der Wohlfahrt herbeiführen.

Unser Abstecher in die Poesie mag überraschen, doch er bringt uns eine anrührende Seite im Lebensduktus des Gelehrten nahe. Die Zurückhaltung, die Verschwiegenheit, in der sich Popitz der Vermessung des Sozialen widmet, öffnet kehrseitig – und nicht zufällig – den kreativen Raum für eine zarte Verspieltheit, die Schüttelreime, die Regression auf geblödelte Verse – einen kuscheligen Kater namens Tivoli, dem im Hause Popitz, zumindest bei Heinrich alles erlaubt war, müssen wir dazu denken. Der tiefe Ernst in der konstitutionstheoretischen Reflexion findet eine Entlastung in der leisen Ironie, in der er unbekümmert bis zur Albernheit in Versen à la Robert Gernhardt die eigene denkerische Arbeit auf die Schippe nimmt. Nach dem Erfahrungsverlust, den der Nationalsozialismus bewirkt hat, kann jemand wie Heinrich nicht ungebrochen an das Fontanesche Erzählen anknüpfen, von dem der Vater ununterbrochen schwärmte. Die Verschlossenheit bleibt. Das Malen von Aquarellen, die Spiellust und der Schüttelreim ermöglichen ihm Ausflüge ins Vergnügen, das befreit von dem, was unbeweglich macht – natürlich gehört der badische Wein und die halbernsteste Zeremonie des Schlüpfens dazu.

7.

Kommen wir zum Schluss: Gibt es eine Schülerschaft, ein Freiburger Paradigma, ein Gemeinsames, einen latenten Sinn, angelegt in den Tiefenschichten des intellektuellen Profils, Erinnerungsspuren gleich? Die Antwort liegt nicht auf der Hand. Es sei denn, man besinnt sich des Aufsatzes, der Heinrich Popitz über die Grenzen des Faches hinaus bekannt gemacht hat: »Die Präventivwirkung des Nichtwissens«. »Anstiftung« ist der Gegensinn der Prävention. Das geistig Gemeinsame unter den Vielen, die in Heinrich Popitz, wie Wolfgang Eßbach zu seinem Tod schrieb, einen großen Lehrer verehrt haben, folgt der Logik des Anstiftens. Schülerschaft von Heinrich Popitz bedeutet, sich den Krisendiagnostiken unserer Disziplin ebenso zu ent-

ziehen wie den Versprechungen einer nach vorn gerichteten suggestiven Zukunftsvision. Die Schüler vereint eine Kultur der Skepsis, die sich aus der Generationsgebundenheit gelöst hat. Als hätten sie die Botschaft aus der Sinnstruktur der Unterbrechung aufgenommen, die Mahnung, in eigenen Arbeiten der ›Verletzungs Offenheit‹ und der ›Verletzungsmacht‹ Raum zu lassen – keine Erlösungssoziologie, keine Kassandrarufo, sondern eine anthropologisch fundierte Soziologie, die den Reichtum des phänomenologischen Erschließens der Welt nicht scheut.

Ich schließe, nicht ohne mit einem Vierzeiler von Heinrich Popitz den Jubilar von dieser Stelle aus herzlich und dankbar zu grüßen:

Die Zeit wird alt, verliert Gestalt
wir gehen in den Garten
Aus einst wird bald. Die Zeit wird alt
dort können wir ruhig warten.

Literatur

- Kehlmann, Daniel 2009 [2005]: Die Vermessung der Welt. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Nachlass Heinrich Popitz, Sozialwissenschaftliches Archiv Konstanz.
- Popitz, Heinrich 1953: Der entfremdete Mensch. Zeitkritik und Geschichtsphilosophie des jungen Marx. Tübingen: Siebeck.
- Popitz, Heinrich 1992: Phänomene der Macht. 2., stark erweiterte Auflage Tübingen: Siebeck.
- Popitz, Maria 2006: Nachwort. In Heinrich Popitz, Die Quadratur des gordischen Knotens. Zettelverse. Augsburg: Jürgen Crome Verlag.